

Berliner Tageblatt

unverlangt eingehende Manuskripte über-
an die Redaktion keine Verantwortung.

und Handels-Zeitung.

Verleger: Theodor Wolff in Berlin,
Vertrieb: Rudolf Hoffe in Berlin.

Das Schicksal des Kreuzers „Gela“.

Generaloberst v. Hindenburg.

Der große Krieg hat gleich zu Beginn allerlei Ueber-
sungen gebracht. Gegen jedes Schema ist die Fort-
schritt der starken Festung Gütlich im Infanterieanlauf durch-
gefallen, bevor, wie es Regel und Norm sein sollte,
weitausläufige Feuerhände unserer schweren Kanonen
den Mittelteil der Festung als wochenlanges Ringen
erschütterten. Ein neues Geschick taucht auf,
das auch eine Ueberraschung — der Spionage der
deutschen Heere ein Führer erstand, auf dessen Teilnahme
den großen Ringen niemand mehr gehorcht hatte. Pöb-
schliche der Name Hindenburg auf, und wer nicht
in der Armee Befehl wahrte, schlug die Rangliste auf,
etwas Näheres über den Führer des Othoeres zu er-
fahren. Wer aber einst unter diesem wiedererwachten Ge-
neral Dienste getan hat, der kannte den Namen, und jeder
dieser Männer hat sich über die Kriegsbereit-
schaft des alten Hindenburg herzlich geäu-
sert. In dem schärften Blick des Kaisers gelobt, der in ihm den rich-
tigen Mann erkannte.

Im Jahre 1911 ging General v. Hindenburg in den
berühmten Ruhestand. Er hatte lange Jahre in der
selbständigen Stellung eines kommandierenden Ge-
nerals in Magdeburg residiert und hatte sein Corps zu
der Höhe der Stellungsfähigkeit gebracht, daß jedem echten
Offizier das Herz im Leibe schlug, wenn er bei den Feld-
zügen die Uniform der Führer und die preislichen
des Krieges hielten sah. General der Infanterie v. Hindenburg
wurde damals nicht zum Generaloberst befördert,
es schien, als sei eine militärische Laufbahn endgültig
geschlossen. Wer ihn kannte, gönnte ihm die Ruhe,
in seine Tage waren nicht fortgesetzt gewesen, weil ein
ernsthaftes Leben tagtäglich wieder überwinden werden
mußte. Die behutsame Ruhe der folgenden Jahre wird der
General genossen haben, gründlich und systematisch, wie alles,
was er sich vornahm. Er hat sich auch nicht der Schriftstellerei
betrieben, was ein Freund vieler Worte, der er sich
in jener Manuskriptzeit mancher hohen Generale, die in
ihren Rezepten für den Weltkrieg gaben, fernhielt, hat man
sich wieder von ihm getrennt. Da hat die Mobilmachung
sein „Olimm cum dignitate“ ein Ende gemacht, und es
kam, als habe der eiserne Wille des Helden von Lan-
gen wiederum gestiegt über das Alter und seine Be-
wehnen.

Jetzt hat er Ostpreußen gerettet, hat er in
drei Tagen die russische Armee in Armeecorps zerlegt, hat
den Krieg in die Hände und Wälder gejagt und zwischen
Hindenburg und Gliggenburg eine Beute von 92 000
Kriegsgewehren und fast 600 Geschützen dem Feinde entreißen. Und
dann nach ein paar Tagen jagt er mit seinem braven Ostpreu-
er in der Armeecorps her. Das Russenheer ist in
der Flucht. Schon sind ihm 30 000 Gefangene und 150 Ge-
schütze abgenommen und täglich mehr sich die Beute. La-
sächlich meldet das Große Hauptquartier die „Flucht“ des
Feindes. Unser Generalstab macht nicht gern schöne Worte in
seinem Siegesbericht, aber wer da weiß, was wir Deutsche
unter „Flucht“ verstehen, der sieht die regellosen, aufgelösten
Scharen der Russen dahinstürmen, unfähig jeden Widerstan-
des, stuchend und dem Verderben preisgegeben. Und hinter-
her der alte Hindenburg, wie vor hundert Jahren unter
Führer, der Marschall „Vorwärts“.

Schon ist es dem Vorberitzer eines verdienten Lohnes ein
Lohn einfügen zu dürfen, noch schöner, die Größe eines
Helden zu feiern. Wir Deutsche wollen die Felder-
preisen. Das liegt uns von grauer Vorzeit her im Blute.
Ihm die Götter den Sieg schenken, der war der Religion des
Volkes und die Ehre der Krieger, die Weiber, die Kinder,
die ganze Volk opferte seinen Helden in Ehrfurcht und Tanz.
Es lebend ist mir die Erinnerung, unter dem Kommando des
Heldens Hindenburg gefangen zu haben. In einem
auf dem 1. in der Westfälischen Gebiete mit ich als
achtundachtzigste beim Stabe der 8. Division. Die beiden
wichtigen Kommandeure des Hindenburgschen Armeekorps
waren die Generalleutnants v. Bernhardt (7. Division) und
Brückner und Gaffron (8. Division). Wunderbar die Gegen-
wart unter diesen drei Führern! Vier Bernhards Feuerkorps
einem glänzenden Temperament, seine nicht leicht zu be-
wondernde Persönlichkeit. Dort der Gienkopf und stämmige
General v. Wittich, der, nach vielstündigen Feldmanövern, im
Quartier angelangt sofort die Jagdtoppe ansteigt und das Feld
über die Beute durchstreift. Zwischen beiden, die das Jahr
hinein, verdienstvoller Meinung zu sein, und zugleich über
ihnen stand in überlegener Ruhe Hindenburg als komman-
dierender General. Er hat es zum Vorteil seines ihm anber-

trauten Armeekorps immer verstanden, auch die scheinbar aus-
einandertretenden Kräfte voll auszunutzen. Sein Wille blieb
immer der maßgebende. Der schäumenden Woge und dem
flaren Gesetze er eine Kraft entgegen, der nicht zu wider-
stehen war, die Kraft der klaren Ruhe, der tiefen
Erkenntnis und des eisernen Willens.

Im langen Jagdgalopp jagte Bernhardt mit großen
klugenden braunen Augen an seinen Kolonnen vorüber. Sein
schweißiges Blut färbte die Haut und es schloß nur noch die feurige
Ansprache, um in ihm ein glänzendes Bild eines Truppen-
führers der „Grande Nation“ zu erblicken. Auf mächtigen
irischen Gaul durchfuhr die schwere Gestalt Bernhards
den Sturzader, die hellen, mit dem Kneifer bewaffneten Jäger-
gruppen suchend in die Ferne gerichtet. Und dazwischen, ein
Bild eiserner Ruhe, der Korpsführer Hindenburg. Wer ihn so sah, wie er auf der „Stute Gebuld“, die ihm, wenn
ihm nicht irrt, seine braven Salzwedeler Mannen stellen, schritt
für Schritt das Gelände durchquerte — Autos gab es damals
noch nicht im Heere —, der konnte zu der Meinung kommen,
der kommandierende General würde an irgendeiner Stelle zu
spät erscheinen. Weit gefehlt! Sein scharf blickendes Auge
hatte immer die kritische Stelle, immer die richtige
Zeit im voraus erfasst, und wenn es nötig war, so war er
da. Und wenn der höchste Kriegsheer ihn rief, oder der
Erbnannsoffizier des Großen Hauptquartiers heranpreschte,
um ihn „lofort“ zu holen, so verzog sich nicht eine Miene in
dem marmorn-rühigen Gesicht. Das war sein Holzgeneral.
Der mußte, was er tun wollte, und der konnte, was er tun
sollte.

Generaloberst v. Hindenburg ist eine imponie-
rende Gestalt, groß und schwer, von jener ab-
gemessenen Würde, die immer wirkt. Ich sagte schon: Er ist
sein Freund vieler Worte, aber was sich seinen Lippen ent-
ringt, ist wertvoll, weil es verarbeitet ist. Und wie er
sich förmlich beherrscht, so beehrt er auch Gedanken und
Worte. Die Kommandeure ritten gern zu ihm, nicht mit
ihrem Mandatsbild gen Himmel und dem unheimlichen Ge-
fühl, auf Gnade und Ungnade ausgeliefert zu sein. Hindenburg
riß seinen den Kopf ab, aber seine im tiefsten Innern
jeder vorzubehalten Worte wurden ernst genommen, sehr
ernst. Und neben ihm hielt als Chef des General-
stabes der jetzige Kommandeur des 1. Armeekorps,
General v. Francois.

Im Kreise der Kameraden blieb der General
v. Hindenburg immer der Kamerad. Ich höre noch sein herz-
liches, fast lautloses Lachen, wenn im Kreise seiner Offi-
ziere von der tragikomischen Situation irgendeines Engländers
gesehen wurde. So mag er jetzt gelacht haben, als man
ihm den Erfolg bei Tannenberg meldete. Alte Er-
innerungen werden wieder wach, und es schmerzt, nicht dabei
sein zu können, wo ein Hindenburg führt. An jene schönen
Zeiten aber, in denen ich von ihm lernen konnte, erinnere
mich kein Telegramm, das er mir zu einer Beförderung
schickte. Jetzt habe ich es unter Glas und Rahmen bringen
lassen, zum Gedächtnis an den Sieger von Tannenberg.

Majors v. E. Moraht.

Oberst v. Reuter gefallen.

Die „Admische Volkszeitung“ meldet: Nach den Mitteilungen
mehrerer in Brüssel eingeleiteter verwundeter Offiziere ist in
Frankreich nun auch Oberst v. Reuter, vormals Kommandeur
des 99. Infanterieregiments in Zabern, an der Spitze des
Grenadierregiments Nr. 12 gefallen. Der Verlorbene fand
den Tod als Kommandeur desselben Regiments, an dessen Spitze
auch sein Vater im Jahre 1870 fiel.

Oberst v. Reuter wurde im vorigen Jahre bekannt als Kom-
mandeur des 99. Infanterieregiments in Zabern, dem auch Leut-
nant v. Forstner angehört. Die Zaberner Vorgänge aus dem
November 1913 sind noch in allgemeiner Erinnerung. In dem Prozeß,
der dann vor dem Kriegsgericht in Straßburg stattfand, wurde Oberst
v. Reuter bekanntlich freigesprochen.

Das verlassene Paris.

Die „trübe Zeit der Erwartung“.

Die „Gesetz Zeitung“ hat am 10. September den folgenden tele-
graphischen Bericht ihres Pariser Korrespondenten über die Stim-
mung in Paris erhalten:

Ammer deutlicher zeigt es sich, daß Paris nicht mehr der
Mittelpunkt für das Leben Frankreichs ist. Immer spärlicher
werden die Nachrichten, immer trostloser wird Paris,
und die Abende erfüllt eine wachsende Dede. Es regnet
in der verlassenen lichten Stadt. Die kurzen Communiqués sind
die einzigen Nachrichten, die wir erhalten. Sie dienen dazu, die Ge-
müter zu erhalten. Von dem Fall der Festung Maubeuge, von dem
Sie mir in Ihrem Brief vom 7. d. M. schreiben, ist hier nichts be-
kannt worden. Seitdem der „Temp“ in Bordeaux gedruckt
wird, ist noch keine Nummer des Blattes hier eingetroffen. Wir
leben in einer trüben Zeit der Erwartung.

Der kleine Kreuzer „Gela“ gesunken.

Von einem feindlichen Unterseeboot getroffen.

Das W. L. B. veröffentlicht folgende Besanftmachung:
Am 13. September vormittags wurde der kleine
Kreuzer „Gela“ durch den Torpedoschuh eines feind-
lichen Unterseebootes zum Sinken gebracht.
Fast die gesamte Besatzung wurde gerettet.
Der stellvertretende Chef des Admiralstabes
gez. Schude.

Der kleine Kreuzer „Gela“ ist 1895 bereits vom Stapel gelaufen.
Er hat eine Wasserdrängung von 2040 Tonnen. Seinerzeit galt er
als das schnellste deutsche Kriegsschiff, das heißt, zu Ende des vorigen
Jahrhunderts. Damals lief das Schiff nämlich 19,5 Knoten bei der
Probefahrt. Es ist armiert mit ganz wenigen kleinen Ge-
schützen, vier Stück à 8,8 Zentimeter. Seine Torpedobestattung
besteht aus drei Kanisterrohren. Die Besatzung ist 191 Köpfe stark.
Eine Panzerung besetzt das Schiff mit Ausnahme eines geringen De-
ckpanzers nicht. Es handelt sich also um ein Schiff von ganz geringem
Geschwärt, welches außerdem bereits nicht mehr in unserer
rechnungsmäßigen Bestand sich befand. Da es schon 1896 seinen Dienst
aufnahm, hatte es ein höheres als das flotteneigentliche Alter erreicht.
Der Untergang der „Gela“ ist gewiß schmerzhaft, aber naturgemäß ohne
jede Bedeutung für den weiteren Verlauf der Dinge.

Volkskundgebungen in Rom.

(Telegramm unjeres Korrespondenten)

Rom, 14. September.

Auf dem Corso fanden heute Volkskundgebungen statt.
Die Polizei schritt energisch ein und stellte die Ruhe wieder her.

Der Protest des Reichstanzlers.

Für die Freiheit.

Herr v. Bethmann Hollweg hat, wie schon seine
Reichstagsrede vom 4. August und sein Appell an die
öffentliche Meinung Amerikas bewiesen, unter dem
Einbruch der großen Ereignisse unserer Tage eine Kraft des
Ausdrucks gewonnen, die ihm früher nicht immer im gleichen
Maße zu Gebote stand. Die Antwort, die er jetzt, wie wir im
heutigen Morgenblatt mitteilen, durch Vermittelung des
dänischen Telegraphenbureaus Herrn Asquith gegeben hat,
weist sich in ihrer logischen Schärfe und ihrer wuchtigen Ent-
scheidung den erwählten Kundgebungen würdig an und über-
trifft sie weitest noch. Wie er die „Freiheits-
kämpfe“ Englands aufzählt, ist meisterhaft. Im Na-
men der Freiheit hat England Ägypten an sich gerissen
und die Buren unterjocht. Die Rite hätte noch verlängert
werden können, aber auch die abgetriebene Leberdicht genügt.
Nebenbei wird Dänemark darauf hingewiesen, daß Herr
Asquith von der dänischen Asquith in der Öffentlichkeit nicht gerit-
ten werden, weshalb es heute so ungewohnten Schwierigkeiten
begegnet, der deutschen Auffassung der Dinge zu dem ihr ge-
bührenden Nachdruck zu verhelfen. Auf ein äußeres Hindernis
macht der Reichstanzler aufmerksam, indem er auf die Zer-
schneidung der Kabel durch England hinweist,
durch die verhindert werden solle, daß die Wahrheit in die
Welt dringt. Wie wissen jeder zu gut, wie rücksichtslos die
englische Regierung befreit ist, nicht bloß die deut-
lichen Kabel, sondern auch die deutschen drahtlosen
Stationen zu zerstören. Aber diese englische Ver-
gewaltigung konnte nicht mit so bedeutendem Erfolg
wirken, wäre nicht schon vorher manches verümt
worden, was erforderlich war, um dem Ausland ein richtiges
Verständnis deutscher Ziele und deutscher Kulturarbeit zu ver-
mitteln. Der Reichstanzler knüpft an die Behauptung des eng-
lischen Premierministers Asquith, daß der Kampf Englands
gegen Deutschland ein Kampf der Freiheit gegen die Gewalt
sei, die durchaus zutreffende Bemerkung: „In diese Aus-
drucksweise ist die Welt gewöhnt.“ Hier liegt so
tiefste Grund der Mißverständnisse, mit denen wir heute so
schwer zu kämpfen haben. Wir stehen hier vor einem Feinde,
den niederzuringen noch viel schwieriger ist als die Kraftprobe
in offener Selbstschlacht. Die Welt ist an die englische, und wie
man hinzusetzen muß, an die französische Ausdrucksweise ge-
wöhnt. Nicht bloß die von unseren heutigen Gegnern ab-
hängigen Länder, auch die neutralen Mächte stehen fast durch-
weg unter dem journalistischen Duden der deut-
sch-englischen Nachrichten in dem auswärtigen Verkehr mit-
einander, um das Deutsche Reich in der auswärtigen Presse mit-
zu setzen, sind auch die größten Mittel nicht verschmäht wor-

Das ist alles so wahr und zugleich so schlagend gesagt,
daß es auf jeden guten Europäer, sofern er sich nur einen
Recht unbefangenen Urteils gewahrt hat, mit überzeugender
Kraft wirken sollte. Und doch fürchten wir, daß dieser Protest
des deutschen Kanzlers auch im günstigsten Falle seinen vollen
Widerhall in der Kulturwelt finden wird. Gewiß, trotz der sich
entgegenstellenden Hindernisse muß der Kampf für die Frei-
heit geführt werden. Aber man muß sich zugleich darüber
bewegen, der deutschen Auffassung der Dinge zu dem ihr ge-
bührenden Nachdruck zu verhelfen. Auf ein äußeres Hindernis
macht der Reichstanzler aufmerksam, indem er auf die Zer-
schneidung der Kabel durch England hinweist,
durch die verhindert werden solle, daß die Wahrheit in die
Welt dringt. Wie wissen jeder zu gut, wie rücksichtslos die
englische Regierung befreit ist, nicht bloß die deut-
lichen Kabel, sondern auch die deutschen drahtlosen
Stationen zu zerstören. Aber diese englische Ver-
gewaltigung konnte nicht mit so bedeutendem Erfolg
wirken, wäre nicht schon vorher manches verümt
worden, was erforderlich war, um dem Ausland ein richtiges
Verständnis deutscher Ziele und deutscher Kulturarbeit zu ver-
mitteln. Der Reichstanzler knüpft an die Behauptung des eng-
lischen Premierministers Asquith, daß der Kampf Englands
gegen Deutschland ein Kampf der Freiheit gegen die Gewalt
sei, die durchaus zutreffende Bemerkung: „In diese Aus-
drucksweise ist die Welt gewöhnt.“ Hier liegt so
tiefste Grund der Mißverständnisse, mit denen wir heute so
schwer zu kämpfen haben. Wir stehen hier vor einem Feinde,
den niederzuringen noch viel schwieriger ist als die Kraftprobe
in offener Selbstschlacht. Die Welt ist an die englische, und wie
man hinzusetzen muß, an die französische Ausdrucksweise ge-
wöhnt. Nicht bloß die von unseren heutigen Gegnern ab-
hängigen Länder, auch die neutralen Mächte stehen fast durch-
weg unter dem journalistischen Duden der deut-
sch-englischen Nachrichten in dem auswärtigen Verkehr mit-
einander, um das Deutsche Reich in der auswärtigen Presse mit-
zu setzen, sind auch die größten Mittel nicht verschmäht wor-

den. Man hat mit Bestechungsgeldern nicht gefargt, um sich einen einflussreichen Prebiteren zu machen. Der Erfolg auf diesem Gebiet war nicht so groß gewesen, wenn das Deutsche Reich rechtzeitig keine Gegenmaßnahmen getroffen hätte. Man hat bei uns allzu lange die Bedeutung der öffentlichen Meinung unterschätzt.

Auch vor durchaus an der Einwirkung selbst, daß weiterhin die deutschen Erfolge eine noch deutlichere Sprache sprechen werden, der kommt nicht darüber hinweg, daß vor leichtere Arbeit zu tun hätten, wenn der öffentlichen Meinung schon in Friedenszeiten größere Beachtung geschenkt worden wäre, als es bisher der Fall war. Und auch damit wäre nur die äußerliche Aufgabe dieser Weltanschauung der Kulturwelt gelöst. Man mag die künftigen Mittel unserer Gegner zur Meinungsmache noch so hoch veranschlagen, so bleibt doch immer ein einflussreicher Rest übrig. Der Grundton, der durch die Kulturrevolution geht, ist das Streben nach Freiheit. Auch darüber hat sich Herr v. Bethmann Hollweg seinen Augenblick gelüßt. „Im Namen der Freiheit“ haben England und Frankreich ihre Forderungen gestellt. Der Kaiser weiß mit vollem Recht darauf hin, daß England in einer in der Weltgeschichte einzig dastehenden Verleumdung die Zivilisation vertrat habe. Sein Bündnis mit Rußland ist, von allen anderen abgesehen, dafür Beweis genug. Gerade deshalb muß jetzt der Nachdruck auf den Hinweis des Reichstages gelegt werden, daß die Sache der Freiheit der europäischen Völker und Staaten dem Deutschen Schwert zur Wahrung übertragen worden sei. Der Welt die Hebezeuge zu geben, daß wir den Völkern die Freiheit bringen, ebenso wie wir selbst nach außen und innen uns frei machen wollen, das ist der größte Gedanke, der von unserer Seite in das Ausland getragen werden kann. Diesen tiefsten Sinn der jetzigen Kämpfe so klar wie möglich herauszuarbeiten und ihn nicht sich während dieses Krieges, sondern noch viel mehr nachher zur Wahrheit zu machen, dazu sind wir verpflichtet. Die oberste deutsche Aufgabe, der Reichstags hat die Parole ausgegeben. Kalten wir an ihr fest, erweitern wir uns als starken Volk gegen alles, was als russische Barbarei gekennzeichnet werden muß, dann wird die öffentliche Meinung Europas, und wie wir hinzufügen dürfen, auch Amerikas, mehr und mehr auf unsere Seite treten.

Die Engländer, für die der Krieg nicht existiert.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 24. September.
Heber die Stimmung in England gibt der Londoner Korrespondent des „Giornale d'Italia“ einen anschaulichen Bericht. Interessant ist es, am Abend in den Restaurants zu beobachten, wie sich das Publikum beim Spielen der englischen Nationalhymne verhält. Wer am meisten Beifall fundebte, seien die Anwesenden neutraler Ausländer, die doch der ganze Krieg eigentlich gar nichts ausmachen. Die Engländer selbst dagegen tun den Mund nicht auf und seien vollständig indifferent. Denn der Krieg existiere für sie fast noch gar nicht, es sei denn, daß darauf gewartet wird. Von einer hochpolitischen und ethischen Auffassung der Ereignisse sei gar keine Rede. Die große Masse sehe im Geiste nur ein Handel, Industrie, Bankwesen usw. verändertes Deutschland und träume von den gewaltigen Goldbränden, die nach Deutschlands Untergang in die Londoner Stockbörsen fließen werden. Der einzige Engländer, der sich gegen die Meinung äußert, daß nur ein Augenblick lang an die Möglichkeit einer Niederlage Englands durch Deutschland? Wo ist der Engländer, der sich als Soldat anwerben ließe, um das Land seiner Väter zu verteidigen? Der Korrespondent schließt mit einer launigen Beschreibung der Londoner Fremdenlegion, welche die schönste Sportsparade von Kriegsveteranen sei, und in die Hunderte englischer Sportsmänner nur darum eintreten, um den Kriegssport zu treiben und der Großbritanniens zu spielen.

Die Klopffestigkeit.

Das „Novoje Wremja“ vom 3. September 1914 erzählt unter der Überschrift „Die Ausrichtung der deutschen Kriegsschiffe“ folgendes: „Bei der Unternehmung des deutschen Kreuzers „Magdeburg“ stellte sich ein interessanter Umstand heraus, der auf die Behandlung in der deutschen Marine schließen läßt. In jeder Klopffestigkeit fand sich ein jedes Weibchen, das auf 25 Zentimeter und neun Riemens von 30 Zentimetern Länge. Auf den Griff ist K. M. (Kaiserliche Marine) und der Name des betreffenden Offiziers eingestrichelt. Die Weibchen zeigen das Merkmal eines sehr häufigen Gebrauchs; besonders abgenutzt ist die des ersten Offiziers, der ja nach dem Charakter seiner Dienst-

lichen Tätigkeit am meisten mit den unleren Chargen der Besatzung in Berührung kommt.“

Dah die Russen kein Verständnis für Reinigung der Uniformen haben und bezüglich der Klopffestigkeit von sich selbst auf andere schließen, ist nicht weiter erlaucht.

Hinter den Schlachten.

Bilder aus dem Osten.

Von [Redaktion verboten].

Heute steht Elbing so friedlich und flehig aus, als wenn kein Krieg an Deutschlands Grenzen tobt. Nur die Fahne mit dem roten Kreuz, die gegenüber meinem Hotel auf der zum Lazarett eingerichteten Bürgerzeile flattert, und die grauen Uniformen der Berren Stabschiffere erinnern daran, daß ein paar hundert Kilometer weiter ein Kampf tobt, wie er hartnäckiger und erbitterter seit hundert Jahren nicht gekämpft worden ist.

Vor vierzehn Tagen soll es anders gewesen sein. Da waren die Straßen voll von Flüchtlingen. Die armen Leute saßen und lagen auf den Bordsteinen und Treppen herum, Wagen mit getrettem Gesträuch standen zwischen anglich blühendem Vieh, und mancher sah traurig und hoffnungslos vor sich hin und dachte an die zurückgebliebenen Abo, die nun den Russen fallen sollte, aber gar an verheerende Angehörige, die in der Berührung verfallen waren — wer weiß, wohin? Doch immer hind die Zeitungen voll von Aufträgen nach solchen Verlorenen, und manches Schiff läßt greißlich auch dem Fremden ein Herz.

Die kleine Stadt Wormditt ist der äußerste Ort, den die Russen nach Elbing zu erreichen haben. Da wollte erfahren, welche Erinnerungen die matoristische Veränderung zurückgelassen hat, und fuhr deshalb im Automobil über Preußisch-Holland nach Wormditt und Krosen, das als Stützpunkt dem Bischof von Frauenburg gehört und bei den Kämpfen besonders gelitten hat.

Die Straße hinter Elbing wird jetzt von zahlreichen Flüchtlingen passiert, aber von Flüchtlingen, die zurückzukehren. Wenige Kilometer hinter der Stadt hat sich auf offenem Felde eine ganze Kolonie angelegt. Viele Wagen, mit Stroh gefüllt, mit Hausatut beladen, sind im Automobil über Preußisch-Holland nach Elbing gekommen, und die Mütter weihen sich am Wegesrande, die sich vor offenen Feind. Der Bauer zimmert zerbrochene Stühle zusammen, kleine Jungen und Mädchen mit nassen Beinen spielen Krieg oder Schach. Die alte, kleine Mauer mit neuen Teufeln zeigt sich auch hier, im Glanz des Vertreibens: mit Tappen und Fäden, mit Blumen und grünem Laub verziert, ist jeder, sich sein bißchen Leben gemütlich zu machen, folgt in dieser trüben Zeit, die nur etwas weiter geht wie auf dem Felder, wo die großen Mengen zusammengetriebenen Viehs. Es sind vertriebene Herden, die nicht zueinander gehören, auch zugelaufene einzelne Stücke. Man läßt sie hier zunächst beieinander, Kinder und Schafe, damit sie sich von der Angst der letzten Wochen erst einmal wieder erholen. Später werden die Vieher hier schon ihre Tiere herausziehen.

Außer diesen lebenden Zeugen der Fluchtzeit ist auf den Straßen nichts zu sehen, was die Flucht beweist. Die Felder werden bebaut, in den Dörfern lauschen die Kinder dem vorbeifahrenden Automobil ihr „Gurrrrr“, entgegen, die alten Leute sitzen vor den Türen im Sonnenlicht und wärmen sich. Hier und da steht unter dem neuen Ziegenhaute noch ein altes ermländisches Haus mit dem vorgehobenen Strohdach auf hölzernen Säulen. Schöne Gärten liegen mit farbenprächtigen Blüten. Am Ziehbrunnen stehen die Mägde und freuen sich, wenn ein Trupp Soldaten vorbeimarschieren. Nur selten zeigt sich eine Soldatenuniform, die die Gegend ist sicher, die Soldaten sind an anderer Stelle nötiger.

Preußisch-Holland. Wir fahren an der alten Stadtmauer entlang, die sich auf einem Hügel erhebt, wie eine Festung. Tief eingeschnitten, senkt sich der Weg zu einem kleinen Waldchen nieder. Auch eine Straße weiter, und rote Türme tauchen in der Ferne auf.

Wormditt! Dort auf den Turm haben sie geschossen! sagt mein Begleiter.

Es ist ein funderbarer roter Turm, rund, mit einer hohen grauen Kappe. Er hat sich vor ein paar hundert Jahren, den ein Riesenstein spielend aufrecht gestellt hat. Und die roten Häuschen erheben sich aus der Ferne so klein und nett, als wenn auch sie zum Spielzeug gehörten. In Wahrheit ist der Turm ein stattliches Bauwerk, und die Häuschen sind hohe und breite Gebäude, die zu der von den Ergräberer Hinzunahme geleiteten Anstalt für Epileptische gehören: eine große und in der Provinz sehr angelegene Anlage. Weßhalb die Russen sich gerade diese fröhliche Krankehaus als Ziel für ihre Schießverleumdung ausgewählt haben, bleibt dunkel. Jedenfalls steht es fest, daß sie beim Vordringen vor Heilberg ihre Feld-

geschäfte gegen den roten Metallturm domieren ließen, allerdings ohne große Wirkung. Die Kugel in der Anstalt gingen eine Fahne mit dem roten Kreuz heraus, um den tapferen Matoristen zu zeigen, daß hier ein Haus des Friedens liegt. Die Wirkung war unklar: gerade die Fahne mit dem roten Kreuz hat ein neues Ziel, und es begann ein neuer Gefechter, als wenn sich zitiere meinen (denen Genährsmann) die Tüfel des Antichrist losgelassen wären.“

Aun, die Russen sind weg, und der Turm steht noch. Am schüchtern ist der Schreck den Anfall, den armen Epileptischen bekommen.

In dem neuen Wormditt ist das Erlebnis schon etwas ungeschicklicher gewesen. Am 29. August, einem Samstag, wurde gemeldet, daß die Russen anrückten, und die Bürger trachten ihre Frauen und Kinder in den größeren Städten in Sicherheit. Während sich sieben Uhr kamen dann die Russen auch wirklich heran, Dragoner, Infanterie und Artillerie. Es zogen von Heilberg her am Bahndamm entlang und steckten eine Siegelie, die vor der Stadt errichtet ist. In Brand, Wahrschiffen gläubten sie, Wormditt übertrumpfen zu können, aber da hatten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn wirklich, es war ein Wirt, der die erste telephonische Meldung vom Anrücken des Feindes gab und dazu geschloß hat, rechtzeitig preußisches Militär heranzuziehen. Die Russen waren nicht schlecht erhartet, als sie bei ihrem protodischen Experiment mit der westlichen Siegelie plötzlich Feuer erzielten. Es ging um den Bahnhof, und es dauerte nicht lange. Nach einigen Minuten waren mehrere Häuser zerstört worden, und hinter dem feinsten Mann der Stadt, der am Bahnhof stand, wurde ein gewisses Aufsehen für die kommende Winterzeit.

Einige Kilometer weiter im Richtung Krosen steht es neuerlich aus; hier wurde gekämpft, denn die Russen hatten sich in den Säulern am Dorfingang festgesetzt und mußten betriebe werden. Die große Kirche, die der im Sommer viele Wallfahrten gemacht werden, steht bröckelnd und geht mitten im Wege. Sie steht aber wie ein fester Schloß aus, als wie eine Kirche, denn sie ist von einer festen Mauer umgeben, deren Fenster durch gelochten sind, und hinter der Mauer steht das Haus der heiligen Jungfrau, bemerkt mit zwei vierstöckigen Türmen, zwischen denen das eiserne Bild der Gottesmutter zu sehen ist. Das Bild der Jungfrau und die Heiligen an der Mauer sind verstoßen geblieben, aber die Türme sind zerfallen. Auf dem einen sagt schwarzes Sparereis in die Luft, aber dem anderen ist nicht ein Verfall errichtet, der vorläufig dem Regen den Eintritt verweigern soll.

Ein alter Mann erzählt von dem bösen Tag. Es hat nicht lange gedauert, bis die Russen hinausgeritten wurden, aber es war schwer. Dem Lecker haben sie nichts getan. Sie haben bei ihm in der Stube gelegen, auf Stroh, und es war vielleicht sein Glück, daß er einige Zigaretten hatte; die haben sie gern genommen und ganz manierlich gedankt. Und als sie zurück mußten, da haben die Epileptiker noch ihnen beige geworden. Und er sagte ihnen ostentlich eingehend: „I“ sagte der alte Mann. Und er sagte aus tiefem Herzen hinzu:

„Wenn sie nur erst wieder außer Landes wären! Jede Stunde bete ich darum!“

Als wir durch den klaren Herbstabend zurückfahren, der verglühenden Sonne entgegen, zu beiden Seiten des Weges reide gelber, freundliche Dörfer und all dieser laudende Vieh friedlicher Menschen, denken, und was der alte Mann, und was alle Menschen in Ostpreußen denken: „Wenn sie nur erst wieder außer Landes wären!“

Und denke weiter an die Ingeblud, und der wir nur schon achtundvierzig Stunden lang auf die Richtung nach Nordosten warten. Verneinung oder Flucht? Um zehn Uhr abends weiß noch niemand Weßhalb, und die Herovität wird im ostpreussischen Waidant erlaubt.

Amn aber, am nächsten Morgen, als ich um sechs Uhr mich an den Zylinder setze, sehe ich, wie gegenüber am Postamt ein Arbeit angeht, und was das ganze Elend — Der Mann, der die Arbeit getan hat, kommt herüber, und ich winke. Aber schon klopf es an der Tür, und der Hausknecht sagt frohlockend: „Jetzt haben wir sie!“

Da steht es. Die Russen aus Ostpreußen gejagt! In voller Flucht! Hurra! Nun wollen wir sehen, ob wir noch etwas von den verwundeten Schaulpiel genießen können. In einer Stunde geht es, wenn das Glück gut ist, im Automobil über Weßlau nach Königsberg.

„Deutsche Form.“

Von [Redaktion verboten]

Fritz Stahl.

Die vielen Zeile und Artikel über eine eigene deutsche Mode, deren glücklicher Adressat ich bin, sind sehr verschieden nach Art und Inhalt. Es gibt Menschen, die voraussetzen, daß ich die Wichtigkeit, höchstpersönlich die deutsche Form zu schaffen. Andere sind der festen Überzeugung, daß sie selbst es entweder schon getan haben oder doch jeden Tag tun können. Einige glauben, es handle sich um so etwas wie ein Geschäft, das für künstlerische und technische Kräfte Verwendung habe. Andere behaupten, die allein die Sache zum guten Ende führen können, kommen schlagende Beweise, daß es überhaupt nicht geht.

Und doch — auf alle diese Ausführungen möchte ich persönlich eine und dieselbe Antwort geben, weil sie alle einen und denselben Grund haben: den Mangel an Einigkeit in die Verhältnisse und Notwendigkeiten der deutschen Modeindustrie.

Gleichwohl ist die Sache schon in die rechte Bahn geleitet. Schon vor zehn Tagen hat in Berlin eine Vereinigung eingegründet, in der sich mit den Führern der Industrie führende Künstler zusammengefunden hatten, und die eine vollkommene Einmütigkeit ergab. Es ist beschlossen worden, die Arbeit im Stillen fortzusetzen. Aber man darf doch wohl so viel sagen, daß niemand in diesen Kreisen davon zweifelt, daß es zunächst eine Angelegenheit der Industrie ist, daß die Industrie sich organisieren muß, die deutsche Mode zu schaffen, und daß wir anderen alle, Künstler und Geschmacksmenschen, nur beratend mitarbeiten können. Künstler, die sich als Berater der Gnade und geborene Kritiker betrachten, hätten in diesen Verhandlungen nur die Rolle der leistungsfähigen Person spielen können.

Köme es nur auf die Arbeit an, die zu leisten ist, so könnte man überhaupt ohne weiteres über es hinweggehen. Aber es ist wichtig, daß alle einzelnen Industrieführer und Künstler, nicht nur die Führer und Endziele der Verbände, und es ist vor allem auch wichtig, daß die Kaufleute verstehen, was eigentlich erreicht wird. Und so wird die Antwort an meine Korrespondenten zugleich eine Erklärung und ein Appell an alle.

Zuerst eine These. Niemand kann eine Mode schaffen. Wenn jemand eine schaffen könnte, so könnte sie nicht ausgeführt werden. Wenn jemand sie ausführen könnte, so würde sie nicht getragen werden.

Zwischen Persönlichkeit und Mode besteht schärfster Gegensatz. Einzelne kann an die Gestaltung der Mode wirken, einzelne können sie nach ihrem eigenen Geschmack abändern. Aber in Grunde wird Mode für die Gesamtheit gedacht und muß mit der Gesamtheit rechnen. Persönlich wird dieser Einfluß dadurch ausgedrückt, daß die bestehende Mode der neuen bestimmte Grenzen zieht. Die Gesamtheit erlaubt und will sogar eine Veränderung, aber sie verbietet einen Bruch. Es wirken dabei ästhetische und wirtschaftliche Beweggründe zusammen: die Gewohnheit des Auges wandelt sich nur langsam, und ein Bruch würde die plötzliche Entwertung des ganzen Vorrates bedeuten. Für die Industrie — nicht vielleicht für das einzelne Vorgesetztes — ist die Bedeutung der Gesamtheit ein Segen, ja, eigentlich eine Lebensbedingung. Es wäre ihm ein einziges unglückliches Material zu erlangen, ihre Arbeitskräfte umzuwandeln, wenn die neue Mode sich zu der alten in scharfer Gegensatz stellte. Beispiele: Spitzen werden beliebt. Dann werden sie in der nächsten Saison sehr beliebt, in der folgenden allgemein getragen. Darauf ist der ganze Betrieb eingerichtet. Könnte ein einzelner plötzlich die Mode zu Ballentemen herabwürdigen, so würde die Konstruktion nicht genug davon bekommen können, und die Spitzemannufacturen hätten konter auf ihrer Ware. Oder: es gelang eine Künstlerin, ihren persönlichen Schnitt als Mode auf einen Schnitt durchzuführen. Dann müßten erst alle Schneider, Dreherinnen und Arbeiter umlernen. Wochen wären verloren. Alles das ist also natürlich unmöglich, selbst wenn es wünschenswert wäre. Aber es ist nicht unwichtig, nicht einmal in diesem Augenblick, in dem nationale Stimmungen zu einer grundsätzlichen Wandlung drängen.

Andererseits kann auch nicht, wie viele Menschen zu wünschen und durch den Wunsch zu glauben scheinen, alles beim Alten bleiben. Wir wollen gar nicht versuchen, in die ferne Zukunft zu sehen, nicht einmal die Dauer und den Ausgang des Krieges in Betracht ziehen. Wir wollen uns nur an die Tatsache halten, daß Paris, das fast allwöchentlich der Mode seine Anregungen gegeben hat, in Augenblick schwiegt, daß die Weltmode pausiert. Aber unsere Industrie kann nicht pausieren. Und wenn man sich auf einer schlechten Saison verweist für das Frühjahr 1915, so muß vorbereitet werden. So bleibt keine Wahl, wir müssen selbständig denken. Und dieser Zwang wird von sehr vielen Deutschen, und besonders auch von den führenden Industrieführern, mit Freuden begrüßt, weil er mit lange gehegten Wünschen zusammenfällt. Es werden noch Wünsche davon erzählen, wie die deutsche Industrie auf diese Arbeit vorbereitet ist, wie viel Ware sie unter fremder Marke und zum Ruhm fremden Ge-

schmacks und fremder Technik in die Welt hinausgeliefert oder — den auslandsabhängigen eigenen Vorkräften auf dem Umweg über die Fremde geliefert hat. Aber jemand, daß dieser Zustand den Fabriken geliebt war! Gibt es gar keine Möglichkeit, ihn zu ändern, solange nicht eine nationale Bewegung die deutschen Käufer für deutsche Form und deutsche Ware empfänglich macht, eine Stimmung, die über keine Art hinausgehen und die Gewähr der Dauer in sich tragen mußte.

Auch in dieser Zeit der Erhebung gegen die Ausländer ist ein Bruch mit der letzten Weltmode unmöglich. Wenn wirklich, was noch zweifelhaft ist, eines der angeführten Momente, die keine läche Veränderung der Mode zulassen, jetzt fortfielen, so würden die anderen Momente mit verfallener Arbeit. Eine Entwurfsung der vorhandenen Bestände an Stoffen, Formen und fertigen Fabrikaten würde eine Katastrophe der ganzen Industrie und einen ungeheuren Verlust an Rationalisierungsbedeutung bedeuten. Und bei dem Zwang, den eine Mode ausübt, würde auch die private Wirtschaft erheblich leiden. Es muß also gerade jetzt mit ganz besonderer Vorsicht vorgegangen werden. Das sollen sich besonders die fähigen Meister und Autoren merken, und alles Bisherige über den Haufen werfen möchten. Auch kann die Industrie nicht nur auf Deutschland denken. Gerade wenn sie den Weltmarkt für deutsche Form geminnert will, muß sie ihn doch vor allem erhalten und kann also ihren Kunden nicht einen Wechsel zumuten, der nur durch ihren Erlebnis bestimmt ist.

Daraus ergibt sich, daß deutsche Form nicht heute gemacht werden kann, sondern ein Ziel für die künftige Entwicklung ist. Man wird zunächst an die letzte Mode anknüpfen, wenn auch vielleicht nicht an die allerletzte. Man wird sie für uns nach der Stimmung der Zeit ändern, die einfache Formen und gedämpfte Farben verlangt, und Sparsamkeit in Stoff und Schmaud. Und da dann die Feststellung von einer deutschen Organisation erfolgt wird, so wird sich allmählich durch die Mitarbeit des Publikums ein eigener Geschmack entwickeln, der hoffentlich auch Verbesserung für das Ausland bewirken soll.

Ich habe noch gar nicht von den Künstlern gesprochen. Und das mag um so mehr auffallen, als es doch offenbar ist, daß es nicht meine Sache gewesen wäre, in diese Zeitung einzugehen, wenn ich sie nicht für eine Angelegenheit künstlerischer Kultur hielt. Aber die Künstler können eben mit Erfolg ihre wichtige Mitwirkung nur dann

